

Verbundkatalog Kalliope

In: Die Sammlung. Jg. 1, H. 4, S. 209-215.

Deutsche Bücher 1933.

Mann, Klaus

Dez.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DIE SAMMLUNG

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT
UNTER DEM PATRONAT VON *ANDRÉ GIDE*
ALDOUS HUXLEY · HEINRICH MANN
HERAUSGEGEBEN VON *KLAUS MANN*

1. JAHRGANG

4. HEFT

DEZEMBER 1933

INHALT:

THOMAS MICHEL Die Saar

ILJA EHRENBURG Der Weg André Gides

A. M. FREY Bionella

HERMANN KESTEN Heinrich Mann: Der Hass

JULIAN SOREL Friedrich Hölderlin und diese Deutschen

MAX HERRMANN (NEISSE) Zwei Gedichte

KLAUS MANN Deutsche Bücher 1933

GLOSSEN

QUERIDO VERLAG · AMSTERDAM

DEUTSCHE BÜCHER 1933

VON KLAUS MANN

In diesem Jahre erscheinen viele der interessantesten Neuerscheinungen deutscher Sprache ausserhalb Deutschlands. Der Wille der Gewalthaber ist, dass sie dort auch nicht gelesen werden. Sie werden trotzdem ihre Wirksamkeit haben und sie wird sich nicht an die Grenzen halten, wie sie die Gewalthaber festlegen. „La vérité est en marche et rien ne l'arrêtera.“ Das Zola-Wort steht in den energiegeladenen Zügen seiner prachtvollen Handschrift unter einem Bilde, das wir in dem grossen Buch von Wilhelm Herzog „Der Kampf einer Republik, die Affäre Dreyfus“ (Europa Verlag, Zürich) reproduziert finden. Dieses Werk — Resultat eines grossen, ordnenden Fleisses — kommt uns gerade im rechten Augenblick. Zwar wird die Affäre Dreyfus „immer aktuell bleiben“, wie Herzog in seinem Vorwort es sagt. So aktuell aber wie heute war sie nicht, seit sie Geschichte ist, „jene heroische Periode, die in nuce ein Kampf um die Republik war und mit dem Sieg der von aktiven Geistern geführten Republikanern über die Feinde der Republik endet.“ (Herzog.) Was für eine Mahnung! Wie schmerzlich dringlich sie zu uns spricht! Mit einer Anteilnahme, die keine historische Neugierde ist, durchblättern wir das umfängliche Werk, das keinen anderen Gegenstand hat, als den Kampf um die Gerechtigkeit und um die Menschenwürde. — Der Autor hat ein ungeheures Material aufs übersichtlichste und lebendigste verwendet und angeordnet. Die gescheite und klare Einteilung des Buches ermöglicht den genauen, belehrenden Einblick in die ungeheuer komplizierten, verflochtenen Zusammenhänge der „Affäre“. Der erste Teil, der mit Kapiteln über den französischen Nationalismus und den Antisemitismus in Frankreich um das Jahr 1900 beginnt, fasst in einer Reihe von gründlich ausgearbeiteten Bildnissen die „grossen Figuren der Affäre“ zusammen: der breit angelegte, genaue und begeisterte Abschnitt über Zola, der „für einen Augenblick das Gewissen der Menschheit wurde“; das besonders schöne Kapitel über Jaurès, das mit Wehmut beginnt: „So etwas gab es einmal in der Blüte der internationalen Sozialdemokratie —“, und das schliesst: „Der Krieg spülte sie — seine Hoffnungen — hinweg.“ Es werden gezeigt: die dämonische Figur Clemenceaus, des jungen Radikalen und des alten „Tigers“, über den in Deutschland so viel Irrtum und vereinfachendes Missverständnis in Umlauf ist; Picquart in der sympathischen Männlichkeit seines stillen Heldentums; Esterhazy, glänzender und verdächtiger Abenteurer. Sehr interessant ist das Kapitäl, das die dunklen Zusammenhänge zwischen dem Deutschen Generalstab und

dem Spion Esterhazy, dem wahren Schuldigen, beleuchtet. Die zynisch verantwortungslose Haltung Bülow's wird eklatant; charakteristische und fatale Einzelheiten über Stellungnahme und Gebahren Wilhelm II. kommen peinlich hinzu. Diese Zusammenhänge sind in Deutschland wenig bekannt. Es gehört zu den Verdiensten des wichtigen Buches sie zu erhellen und darzustellen. — Der zweite Teil, „Chronik der Tatsachen“, gibt die chronologisch exakte Übersicht aller Etappen des Kampfes. Zwischen den beiden Hauptteilen sind zusammenfassende Tabellen und eine Kollektion sehr komischer und böser Karikaturen eingeschaltet. Das Buch ist reich versehen mit Illustrationen, auch mit den Faksimiles noch nicht veröffentlichter Dokumente. Es zeugt von Forschereifer und von einer leidenschaftlichen Liebe für die Gerechtigkeit und die Wahrheit. Mahnruf in noch direkterem, unmittelbarerem Sinn und ohne jeden Umweg über das Historische ist der neue Roman von Lion Feuchtwanger „Familie Oppenheim“ (Querido-Verlag, Amsterdam.) Was dieser Romancier, auf der Höhe seines Weltruhms, hier unternimmt, ist kühn: er holt sich seinen Stoff aus der Geschichte der Gegenwart, an der wir leiden; die Tragödie des schlimmen Jahres 1933 selbst wird zum Thema seines Buches, das im selben Jahre erscheint. — „Geschwister Oppenheim“ ist der Roman einer jüdischen Familie in Deutschland. Es sind kultivierte, kluge und anständige Menschen, die uns vorgestellt werden; keine Heroen, auch keine Genies und auch zu Märtyrern glaubten sie sich nicht ausersehen. Jedoch Zivilisierte, mit denen man Umgang haben könnte; mit einem oder dem anderen von ihnen würde man selbst befreundet sein. Da ist Martin, Chef des alten Möbelhauses; Edgar, der Arzt; Gustav mit den schönggeistigen Interessen, der „Betrachtende“, der am Buch über Lessing schreibt. Da sind ihre Frauen und ihre Kinder: Ruth, die entschlossenste, kompromissfeindlichste der Familie — Zionistin —; Berthold, — klug, empfindsam und stolz. Weiter an der Peripherie der dichten, durcharbeiteten und durchdachten Komposition werden einige Nebenfiguren sehr lebendig, zum Beispiel Herr Marksohn, der Kommis, der sich von seinem „arischen“ Kollegen, dem „kleinen Mann“ Falladas, so wenig, so fast gar nicht unterscheidet. Alle diese Menschen sind von Natur und in ihrer ursprünglichen Interessenanlage unpolitisch. Vor allem arbeiten sie, der grosse Arzt wie der kleine Möbelverkäufer. Und was sie, jeder nach seinen Kräften, an sauberer Leistung beitragen zu der grossen Gesamtleistung der Nation, bestätigt ihnen täglich ihren natürlichen Glauben: dass sie dazugehören; dass sie ein Teil des nationalen Ganzen sind und niemand ihnen dies Recht bestreiten oder gar nehmen könne. Sie sind gutgläubig, achten

kaum der drohenden Zeichen; denn während sie so weiter ihr Sach tun, naht sich ihnen schon die Katastrophe. Sie ist da, keiner hatte dran glauben wollen. Der Ansturm der Barbaren ist siegreich gewesen. Die Familie und alles was zu ihr gehört ist über Nacht erledigt und ruiniert. Als erster unterliegt, der vielleicht der Wertvollste von ihnen war — uns der Liebste —: Berthold, in den Selbstmord gehetzt von einem völkischen Oberlehrer. Die anderen sind gezwungen das Land zu verlassen, das sie doch für ihr Vaterland hielten. Die Zerstreuung beginnt; nur für einige von ihnen wird Palästina die Zukunft. Die Situation ist ergreifend: wie die Familie — sie hat kein Heim mehr — sich noch einmal in einem fremden Haus in Lugano zusammenfindet. Nun beten sie wieder ihre jüdischen Gebete, sie sind beinahe wieder fromm geworden. Das Weinglas steht auf dem Tisch, das der Prophet leeren soll, den man als den Erlöser-Gast erwartet. Der Prophet kommt aber nicht. Die Familie wird auseinandergehen. Was nun noch geschieht, wird bitter sein; am Bittersten müssen wir noch Anteil nehmen. Es ist der Untergang Gustavs, des „Betrachtenden“, den sein schmerzlich beleidigter Gerechtigkeitssinn zurücktreibt nach Deutschland. Er wird verhaftet, und die Hölle des Konzentrationslagers übersteht er nicht.

Der Roman ist mit einer fast kühlen Gelassenheit geschrieben; er vermeidet das Pathos. Die sehr starke Wirkung, welche er übt, ist freilich nicht nur zu erklären durch die souveräne Geschicklichkeit, mit der ein reiches, episches Material angeordnet und die Handlung gebaut ist, sondern, mehr noch, durch die glühend schmerzsvolle Anteilnahme des Autors an diesem Schicksal seiner Figuren, die seine Brüder sind. Dabei wird nur gegen Schluss einmal aus der objektiven und gerechten Erzählung der direkte Protest: nicht das verführte und vergewaltigte Deutschland wird angeklagt, sondern nur die, die es vergewaltigen und verführen. Dürfte man doch konstatieren, dass in diesem bittren Ausbruch der Schriftsteller übertreibt oder lügt. Wüsste man doch nicht, dass er die Wahrheit spricht, und nichts als die Wahrheit!

Die Novellen, die Arnold Zweig unter dem Titel „Spielzeug der Zeit“ (Querido-Verlag, Amsterdam) zusammenstellt, sind teilweise noch während des Krieges geschrieben. Alle haben etwas von jener grossen Stimmung, die unsere Literatur der ersten Nachkriegsjahre beherrschte und die heute so viel gelästert wird — zu Unrecht, wie wir einmal feststellen wollen. Wir haben es leicht, uns über gewisse Unarten und Manieren des Expressionismus lustig zu machen, da sie nun überwunden sind. Woher aber nehmen wir das Recht, über die begeisterte und liebend vertrauensvolle seelische

Haltung in verächtlichen Ausdrücken zu sprechen, die damals in dem berühmten Buchtitel zur Formel wurde. „Der Mensch ist gut“? — Von expressionistischen Unarten ist nun freilich in der männlich gefassten Prosa des Novellisten Arnold Zweig nichts zu spüren, wohl aber vieles von der strömenden Sympathie mit allem Lebendigen, die damals der deutschen Literatur den Aufschwung gab. Die Zeit, aus der diese Erzählungen stammen, war hart wie unsre — man bedenke das! —; das Vertrauen der Geistigen aber war stärker, das auf ihre eigne Macht und das auf den Menschen. — Der Mann steht im Felde, wer drüben liegt, ist der Feind, er muss schießen. Aber plötzlich: in ihm „redete laut, entfernt von dem handelnden Manne und doch in ihm, der Knabe, dem die Gabe ward, die Gefühle der anderen mitzuempfinden.“ Von dieser sehr hohen Gabe — die Gefühle der anderen mitzuempfinden — zeugt jede der Geschichten von Arnold Zweig, die uns in so verschiedene Milieus und in so besondere menschliche Schicksale einführen. „Alter Mann am Stock“ heisst eine Erzählung — der Titel ist wie der eines frühen Werfel-Gedichts —; da ist einer, der alles verloren hat und ein Höhlentier geworden ist in seiner Verzweiflung, am Schluss aber kommt Hoffnung, Mitleid naht sich, Sympathie will helfen. Sympathie —: eine Winzigkeit, ein Zufall kann sie erzeugen, zum Beispiel „ein bisschen Blut“. Ein Verkäufer und ein fremder Herr stehen einander gegenüber. Der Verkäufer schneidet sich in den Finger; die Blutstropfen an seinem Daumen rühren den fremden Herrn. Eine plötzliche Beziehung ist da zwischen den beiden Männern, beinah eine Freundschaft, es ist ein kleines, alltägliches Wunder, das sich vollzieht. Die Geschichte ist ausgezeichnet — völlig unsentimental; wie denn überhaupt dieses Buch sich von der Sentimentalität — peinlichste Gefahr jener Stimmung, aus der es geschrieben wurde — sich aufs glücklichste entfernt hält. Jede der Erzählungen verzeichnet einfach eine Begebenheit und füllt sie mit menschlichem Sinn. Der Bericht bleibt sachlich; das Gefühl steht dahinter. Das exzentrische Abenteuer des berliner Untergrundbahnführers Otto Temke wird trocken und fast belustigt berichtet: er wollte eines Abends über alle Stränge schlagen und durchfuhr mit dem Zug, dessen Herr er war, einfach alle Stationen. So aber erzwang er sich sein Glück. Er wurde für wahnsinnig gehalten und musste nicht in den Krieg. Aus der geschickt gehandhabten, novellistischen Pointe erwächst in jeder dieser Geschichten das grössere, anteilnehmende Gefühl: ob es sich um ein Wunder handelt („Erscheinung“), oder um einen jungen Hund am Strand, der die Sandburg eines eigensinnigen und reichen, kleinen Mädchens zerstört. — Die Geschehnisse sind abwechslungsreich, vielerlei Gesichter werden lebendig, Landschaft wächst farbig hinzu — am stärksten in der schönen, serbischen Novelle „Die

Laus" —: der Erzähler, „Freund aller Welt“, gibt Kunde von seiner Erfahrungheit in den Abenteuern des menschlichen Herzens.

Von diesen Abenteuern ist auch eines aufgezeichnet in dem Roman „Reise durch ein Leben“ von Hermynia Zur Mühlen (Gotthelf-Verlag, Bern). Freilich ist dieses Abenteuer das unergiebigste und es hat am wenigstens innere Aktualität. Denn dieses Leben findet keinen Weg in die Zukunft, so redlich es sich bemüht. Es versagt; die Spannung wird nicht gelöst, sie stagniert melancholisch. Am Schluss sitzt eine einsame Frau in einem gräflichen Park vor einem Gitter, das zum betrüblichen Symbol geworden ist; sie gehört nirgends hin, sie hat die Welt verloren, aus der sie kam, und in eine andre hat sie nicht gefunden. Diese Frau am Gitter kann nicht die Schriftstellerin Hermynia Zur Mühlen sein, sondern höchstens das Wesen, das aus dieser hätte werden können, wären ihre Energien geringer gewesen. Die Schriftstellerin, die uns ein solches, geistig gesehen ergebnisloses Leben erzählt, hat eben in diesen kritischen Wochen wieder ihren Mut, ihre Entschiedenheit und Klarheit bewiesen; sie ist tapfer und klug. Tapfer und klug ist auch Erika aus der alt österreichischen Familie; Erika, mit der innig geliebten Grossmama — verzärtelt und zärtlich —; mit ihrem Hochmut gegen Bürgerliche und ihrer Liebe fürs Volk; (ihre beste Freundin ist Lisa, das Dienstmädchen, aber ihre preussischen Schwiegereltern schreit sie „Bürgerpack!“ an;) mit ihrer missglückten Ehe und ihrem auch nicht sehr geglückten, halb unfreiwilligen Abenteuer; (es ist der Graf Nicky, ihr Vetter;) mit ihren Bemühungen, während des Weltkrieges, aus einer sentimental pazifistischen Gesinnung zu einer revolutionären vorzustossen; — Bemühungen, die keine Konsequenzen haben —; diese nachdenkliche, zugleich sanfte und eigensinnige Erika, zuinnerst beunruhigt von einem zaghaft sich meldenden sozialen Gewissen, aber eingefangen in eine etwas spinnwebbezogene, fein persönliche Vorkriegsproblematik (Stimmung: „Aus guter Familie“ — „Sag mir, ist es denn möglich, dass ein Mensch nirgends hingehört?“) —: wir verfolgen ihr Leben, das uns auf hübsche, anschauliche Weise — wenn auch oft mit konventionellen Tönen — erzählt wird, sympathisierend, unterhalten auch durch viel amüsanter und belehrendes Neben- und Beiwerk; und unsre Sympathie bekommt die rechte Wärme dadurch, dass wir diese junge Frau von 1910 ganz als eine stillere, hoffnungslosere, und — sagen wir es doch — unbegabtere kleine Schwester der Schriftstellerin empfinden, die weitergekommen ist, als Komtesse Rickerl, und die weiter kommen wird, als in diesem Buch.

Das Werk der geistverpflichteten Aristokratin muss Sympathie erwecken; aber Aufsehen machen sollte der Roman eines jungen Au-

tors, Gustav Regler, „Der verlorene Sohn“ (Querido-Verlag, Amsterdam) — nicht nur bei allen, die es mit den Dingen des Glaubens noch ernst nehmen, sondern auch bei denen, die das Talent eines neuen Autors noch an seiner Sprache zu erkennen wissen. Es ist ein streng gebändigtes Pathos in seiner Diktion, eine hart leuchtende Farbigkeit. Sein Ernst ist gleich unerbittlich in der Gesinnung wie in den geistigen und in den artistischen Dingen. Es ist keine konventionelle, keine oberflächliche, keine ungenau gearbeitete Zeile in seinem Roman.

Es ist klar: dieser hat wirklich und bis ins Tiefste gelitten an Fragen, von denen die meisten kalt gelassen werden, die sich heute noch gläubig nennen. „Er war ein Christ“, denkt ein Priester von dem Helden, der sein Todfeind und sein einziger Freund gewesen ist. „Er war verbrannt, aber von welchem Feuer!“ — Von welchem Feuer: man spürt es, wenn man die von zweiflerischer Pein zerrissnen Tagebücher des Klosterschülers liest, oder das „Duell in Briefen“ zwischen dem Gläubigen und dem besessenen Ketzer. Die Roheit der ersten Scene — der Tod des Priesters im Freudenhaus und der phantastische Skandal, der folgt — wird erschrecken. Jedoch selbst der Fromme sollte das Buch nicht schon an dieser Stelle zuschlagen. Er lese weiter, um zu empfinden, dass für diesen jungen Empörer der Glaube eine Realität gewesen ist, ehe er abtrünnig wurde. Den Ehrentitel des „verlorenen Sohns“ kann dieser Trotzende, Schmähende mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Nur die Lauen aber wird ausspeien der Herr. — In dem Rede- und Brief-Duell zwischen Leon, dem Rebellen, und Anatole, dem Jugendfreund, dem Frühgeliebten, Langegehassten, dem Manne der Kirche — in dieser Auseinandersetzung, die sich durch die Komposition des ganzen Buches zieht, sind dem Anatole immer wieder mit einer strengen und sublimen Gerechtigkeit die besten Argumente und die schönsten Formulierungen zugeschoben; Leon ist es, der mit den einfacheren und mit oft plumpen Waffen kämpft. Dem Anatole ist nicht nur Klugheit und erfahrene Gewandtheit gegeben, er ist auch begabt mit dem schönsten Gefühl, der Trauer. Denn Anatole denkt — er steht mitten im Lärm der Arena, in der Ungeheuerliches sich zuträgt —: „Unsere grosse Zeit ist weggezogen, wie diese Wolke, lautlos, ein Schatten, der war, ein Glanz am Himmel, vorbei — —“, und schon die Schönheit der Worte lässt ahnen, dass ihr Autor nicht unempfindlich war für die Melancholie, die sie enthalten. Freilich wird die Kirche hier nicht nur durch diesen zarten, geistesstrengen, zugleich aktiven und melancholischen Priester repräsentiert; ihr anderer Repräsentant ist der Bischof, ein Politiker, engstirnig und unguten Herzens. Aber nicht viel mehr Achtung als ihm wird ge-

wissen platten Atheistentypen, ordinären Anhängern einer verbrauchten „Aufklärung“ entgegengebracht. Diese unentwegten und naiven Voltairianer bekämpfen mit kleinen Mitteln einen sehr grossen Feind, dem man sich nur mit den grössten Mitteln nahen dürfte. Zu solcher Erkenntnis ist Leon freilich noch nicht gekommen, auch nur erst sehr teilweise zu der anderen: dass vom Feinde grosses zu lernen sei. Zwar hat er etwas bei ihm gelernt — die Ekstase — noch nicht aber seine andre, grosse Eigenschaft: die Disziplin. Leon, der Masslose, hat sie noch keineswegs; wohl aber sein Autor, der hinter ihm steht. Er bedarf ihrer, um seinem neuen Glauben zu dienen. — Inzwischen lässt er Leon kämpfen mit allen Mitteln, auch mit den unfairen, er befindet sich in einer Verzückung des Unglaubens, die ihn schliesslich sogar fähig macht Wunder zu tun. Aus dem Kampf wird das phantastische Abenteuer. In Folge von tollen und etwas absurden Geschehnissen kommt Leon dazu, als eine Art von Gegenheiliger vors Volk zu treten; er benutzt die gläubigen Instinkte, um sie gegen den Glauben mobil zu machen, er predigt aus dem Freudenhaus, ja, er schreit die Blasphemie von der Kanzel. Schliesslich stirbt er als ein rechter Märtyrer, der inbrünstige Atheist, für den die Kirche das Schicksal bleibt. Der fanatische Kampf, den er geführt hat, war Gegenstand einer Erzählung, die Höhepunkte von schriftstellerisch ganz erstem Range aufweist. Das Klosterkapitel oder das Kapitel des grossen Stierkampfes sind hinreissend, man hat lange nichts von solcher Spannkraft und Präzision gelesen. Dieses starke Talent hat sich nicht nur eine geistige Auseinandersetzung von wesentlichem Ausmass als Thema genommen, sondern auch die farbig lebensvollste Landschaft als Hintergrund für das Drama: Avignon, die päpstliche Stadt; Lourdes; die Arena; Afrika spielt hinein; bischöflicher Palast, Zelt im Negerdorf, Klostergarten, Bordellstrasse: vor so südlich bunter Szenerie begibt sich das Gespräch über den hohen Gegenstand.

Dankbar für eine Fülle der künstlerischen und intellektuellen Reize, dankbar für die Reinheit eines so leidenschaftlichen Ernstes, empfehle ich dieses Buch — so nachdrücklich ich es vermag — allen denen, die nicht nur den alten Ruhm weiterpflegen wollen, der aus Deutschland vertrieben wurde; sondern die mithelfen wollen, einen neuen Ruhm zu schaffen, der draussen entstehen wird, um einmal nach Deutschland zurückzukehren. Wir sollen nicht nur bewahren, was man in Deutschland zerstören wollte, sondern auch zum Aufstiege jener beitragen, die man heute dort nicht anfangen lässt. Regler gehört zu denen, die den Beweis erbringen, dass wir nicht stehen bleiben, indem wir kämpfen, sondern dass wir Leistung vollbringen können im Kampf; ja: dass aus dem Kampfe Leistung wird.